Nr. 23 Leipzig, den 9. Juni 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Pfingstbitte — Wunderglaube 3 — Das Reich Gottes — Die gegenwärtige Entwicklung des Sozialdemokratismus zur anarchistischen Weltanschauung: 3. Die sittliche Entwicklung des Sozialdemokratismus — Feldbriefe — Anzeigen

Pfingstbitte

Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewissen Geist. Verwirf mich nicht von Deinem Angesicht und nimm Deinen heiligen Geist nicht von mir. Psalm 83, 5

Als die Apostel am ersten Pfingsttage dem Volke predigten, da hatten sie ein reines Herz. Schwach, selbstsüchtig, eigensinnig von Natur, waren sie rein geworden durch den Verkehr mit Jesus, durch die Erfahrung seines Sterbens für sie und seines Auferstehns. Ihr seid rein — so segnete er sie zum Abschied; ihr seid jetzt rein um des Wortes willen, das ich zu euch geredet habe. Und mit reinen Lippen und reinen Herzen verkündigten sie nun als treue Zeugen dieses selbe Wort der Welt, ein Wort der Rettung von aller Unreinigkeit.

Nicht daß sies nicht mehr nötig gehabt hätten zu bitten: Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz! Denn sie waren und blieben auch als Christi Jünger Menschen, die irren, fehlen, auf Abwege eigner Kraft und Einsicht geraten konnten. Aber ihr Glaube war aufrichtig, ihre Hingabe treu; sie hatten die letzte Vollkommenheit noch nicht ergriffen, aber sie waren ergriffen von dem, der vollkommen ist und vollkommen macht, von dem reinen, heiligen, neuen und gewissen Geist. Und der in ihnen angefangen hatte das gute Werk, der mußte es ja vollenden.

Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz! Wenigstens die Sehnsucht nach Reinheit, sollte man meinen, müßte in allen Menschen wohnen. Und doch ist sie das Zeichen nur der edlern. Wie viele, auch auf den Höhen der Gesellschaft, tragen kein Verlangen darnach. Oft steht man erschrocken vor Abgründen der Gemeinheit inmitten der schönen Bildungswelt. Aber oft auch bricht mit ergreifender Gewalt die bessre Natur durch, das heiße Verlangen, rein zu sein, „rein, wie das Herz der Wasser.“ Und wo das vorhanden ist, da kann Gott erlösen, da kann er seinen heiligen Geist geben.

Auch die christliche Gemeinde ist nicht immer rein geblieben, rein auch nur in dem Sinne, wie die Apostel es wirklich waren, ehe ihr Herr sie zum jenseitigen Leben verklärte. Unlauterkeit und häßliche Leidenschaft haben durch die Kirchen ihre tiefen Furchen gezogen, — und was ist dadrin gewachsen! Wo keine Aufrichtigkeit und Demut, wo man nicht unaufhörlich betete: Schaffe in uns, Gott, ein reines Herz — da konnte Christi Reich nicht gedeihen. Und liegen die alten Schatten, die über ganze christliche Länder und Völker Verderben brachten, nicht auch über der Christenheit unsrer Tage?

Laßt uns am lieben Pfingstfest um ein reines Herz bitten. Es ist ja überhaupt ein Fest so recht zum Bitten und Beten. Viel Predigen und Lehren vom heiligen Geist, das machts nicht; aber ihn haben, ihn empfangen, um ihn bitten — das ist etwas, das thut uns not. Wir brauchen ihn jeder für sich, wie für die ganze Kirche. Einen reinen, neuen, gewissen Geist.

Ja, einen neuen Geist. Wie der Frühling immer neu kommt — und wann kam er je so neu und jung und schön, wie dieses Jahr? Und der Geist Gottes, er wehte schon als belebender Frühlingswind durch die Jahrhunderte, wie er wollte; aber soll er nicht heute neues Leben, neue Liebe, neue Erkenntnis geben können? Muß er es nicht? Wenn viele Christen erschrecken vor dem Wörtchen „neu,“ uns ist es ein ganz eigens christliches Wort. Es hat in der Bibel viel bessern Klang als das Wort „alt.“ Dort der alte Bund und der alte Mensch, und das Alte ist vergangen, hier der neue Bund, der neue Geist, der neue Mensch, das neue Jerusalem. Freilich sollte, was zu den Zeiten der Apostel neu war, heute alt geworden sein; aber so gewiß der treue Gott uns das alte Evangelium gelassen und behütet hat, werden wirs nur dann recht fassen und haben, wenn wir nicht aufhören zu bitten: Gieb uns einen neuen Geist! Es soll ja darum kein andrer Geist sein, als, lieber Gott, Dein uralter, ewiger Geist, kein andrer, als der Geist Deines lieben Sohnes Jesu Christi. Aber neu, weil er uns täglich neu machen muß, neu, weil wir noch immer nicht ausgeschöpft haben den Schatz der Weisheit und des Verstandes, des Rats und der Stärke, der Erkenntnis und der Furcht, der in Deiner Offenbarung ruht. Paulus sagt recht: So jemand Evangelium predigt, anders denn das wir empfangen haben durch Jesum, der sei verflucht! Denn der bringt uns um unsern Frieden, unsre Kraft und unsern Gott. Das ist kein Fluchen und Verwünschen, wie die zornigen Menschen fluchen, sondern ein Rufen in der Angst des Herzens um uns, um die Brüder alle. Verwirf uns nicht von Deinem Angesicht und nimm Deinen heiligen Geist nicht von uns! Aber zugleich bitten wir in derselben Zuversicht: Brich entzwei, was alt und morsch ist, weil es Dein heiliges Evangelium nicht war, sondern menschliche Zuthat, was zum Schaden der Gemeinde und derer, die draußen stehen, sich mit Deinem Namen schmückt. Mache alles neu, auch unsern Glauben und unsre Erkenntnis. Hier liegen Aufgaben, deren ganze Tragweite wir nicht überschauen; auch soll Eigensinn und Eigendünkel die Hände davon lassen; aber wer da sich mit sehnt nach Reinheit und Klarheit auch in Sachen des Glaubens, der soll mit einstimmen in die Pfingstbitte: Gieb mir einen neuen, gewissen Geist!

Reine, durch die Erfahrung von Gottes Gnade und Treue neu, jung und fröhlich gewordne, gewisse Herzen werden in den Geisteskämpfen unsrer Zeit den Sieg gewinnen. Wo am meisten Aufrichtigkeit und Demut, wo am meisten um den heiligen Geist gebeten wird, da ist der rechte Glaube, da ist Christus.

Schaffe in uns, Gott, ein reines Herz und gieb uns einen neuen, gewissen Geist. Verwirf uns nicht von Deinem Angesicht, und nimm Deinen heiligen Geist nicht von uns! R

Wunderglaube

Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht! Joh. 4, 48

3

Wer in Christo Jesu wirklich die Offenbarung der ewigen Liebe gefunden hat, der hat gar nicht genug an jener geringen Zahl von Wundern, die die heilige Schrift von ihm erzählt, dem wird die ganze, weite Welt der Wunder seines Gottes voll. Da lese ich im 145. Psalm: „Ich will reden von deiner herrlichen, schönen Pracht und von deinen Wundern, daß man solle reden von deinen herrlichen Thaten und daß man erzähle deine Herrlichkeit.“ Und welches sind nun diese Großthaten, diese Wunder Gottes, deren der fromme Sänger lobpreisend gedenkt? „Der Herr erhält alle,“ so rühmt er, „die da fallen, und richtet auf alle, die niedergeschlagen sind. Aller Augen warten auf dich, und du giebst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit; du thust deine Hand auf und erfüllest alles, was lebet, mit Wohlgefallen. Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen, allen, die ihn mit Ernst anrufen; er thut, was die Gottesfürchtigen begehren, er höret ihr Schreien und hilft ihnen.“ Wenn schon der Genosse des alten Bundes also lobsingt, wie viel mehr will es uns geziemen, so zu thun! Aber welch einfache Dinge sind es doch, in denen er die Wunderwerke Gottes mit anbetender Freude erkennt! Daß Gott unser Schirmherr und Helfer sein will in aller Gefahr und Not, daß er alle Tage das liebe Brot uns darreicht auf unsern Tisch, daß wir betend zu ihm unsre Zuflucht nehmen und gewiß sein dürfen, daß er uns hört — das sind die Beweise der Herrlichkeit Gottes, von deren Preis und Ruhm des Sängers Herz und Mund so laut und fröhlich übergehn.

Und ists nicht auch so das Rechte? Ueberall, wo wir die Spuren des Waltens unsers Gottes erkennen, da thut sich uns auch ein Geheimnis seiner Macht und Liebe kund, das unerforschlich und unbegreiflich ist. Ueberall, wo wir dem Wirken seiner Hände nachblicken dürfen, da haben wir auch Ursache, niederzufallen und anzubeten vor der Tiefe des Reichtums, beides der Weisheit und der Erkenntnis Gottes. Du spielendes Kind, wirf nicht so mutwillig die Blumen wieder aus der Hand, die du eben gepflückt. Eine jede ist ein Wunder Gottes. Er hat sie seinen Menschenkindern zuliebe an den Weg gepflanzt und hat auf jedes Blättchen heimlich seinen Namen geschrieben. Deutlich liest ihn und dankbar freut sich seiner das Auge des Glaubens. Du achtloser Wandrer, zertritt nicht mit allzu eilendem Fuße das Tierlein, das eben deinen Weg durchkreuzt. Es ist ein Wunderwerk unsers Gottes, wie es so weislich und schön aller Menschen hochberühmte Kunst nicht nachzubilden vermag. Ja:

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
Darin uns aufgeschrieben
In bunten Zeilen manch ein Spruch,
Wie Gott uns treu geblieben.
Wald und Blumen nah und fern
Und der helle Morgenstern
Sind Zeugen von seinem Lieben.

Gewiß, in diesem Sinne ist es wahr: wer nicht von Wundern zu sagen und zu rühmen weiß; wem die Augen noch nicht aufgethan sind, daß er nicht sieht und ahnt, wie sie von allen Seiten ihn umdrängen; wem das Herz noch so verschlossen ist, daß er von dem Wehen und Weben des Gottesodems nichts merkt und spürt, der alle Welt durchzieht und erfüllt — der hat auch noch kein Recht, sich einen Christen zu nennen.

Und nun blick hinein in dein eignes Leben und sieh, zu welch einer Kette von Wundern es dir wird, sobald du die Hand erkannt hast, die künstlich und fein dich bereitet, die Hand, die sicher und stark und gnadenvoll dich einem heiligen Ziele entgegenträgt. Jeder Morgen, der dir erscheint, jeder Tag, der dir geschenkt wird, mit aller Freude und allem Leid, das er dir bringt, wird dir zu einem Wunder deines Gottes. Wenn du den Weg überblickst, den Gott mit dir gegangen ist, wie ist er doch mit all seinen Hemmungen und Ablenkungen ein stetig fortlaufender Beweis dafür, wie viel besser Gott es gewußt hat, was zu deinem Frieden diente, als dein eignes kurzsichtiges Wünschen und Raten es einst sich ausgedacht!

Das aber bleibt das größte Wunder, daß der große, allmächtige Gott sich in Gnaden zu mir herabgeneigt und in Christo seiner Liebe mich versichert hat; daß ich armer, sündiger Mensch zu dem heiligen Gott ein fröhlich Herz mir habe fassen mögen und darf mit kindlichem Vertrauen auf seine Güte mein Leben gründen und ihn mit dankbarer, demütiger Freude meinen Vater heißen darf:

Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert.
Das zähl ich zu dem Wunderbaren,
Mein stolzes Herz hats nicht begehrt.
Nun weiß ich das und bin erfreut
Und rühme die Barmherzigkeit.

D-K

Das Reich Gottes

Unser Herr Jesus Christus ist gekommen, das Reich Gottes zu bringen und zu bauen: nicht durch neue geistige Erkenntnisse, sondern durch den Geist Gottes selbst, nicht durch neue sittliche Wahrheiten, sondern durch die Kraft wahrer Sittlichkeit. Er bringt nicht eine Lehre vom Reiche Gottes, sondern das Reich Gottes selbst. Jeder Atemzug seines Lebens ist der Begründung dieses Reiches geweiht gewesen, und sein Tod hat dies sein Werk nicht zerbrochen oder gehemmt, sondern nur verklären und hindurchführen müssen zu einer zukunftsreichen, ewigen Vollendung. Aufgenommen hat Jesus in sein Werk die großen, einzigartigen, religiösen Besitztümer Israels, die prophetischen Verheißungen, die messianischen Hoffnungen und den felsenfesten Glauben, daß der Herr im Himmel hier auf Erden sein auserwähltes Volk habe, mit dem er einen Gnadenbund schloß und eine theokratische Ordnung vereinbarte. Aber Jesus hat diese „Theokratie,“ dieses Reich Gottes und Volk Gottes nicht gesucht und geschaut in Israel allein, sondern unter allen Nationen, in allen Geschlechtern, Ständen und Zeiten. Er hat dies Reich aller äußerlichen, politischen und zeremoniellen Schranken und Zuthaten, Ziele und Aufgaben entkleidet. Er hat die Ordnung seines Reiches — denn er selbst ist der gottgesandte König — der Ordnung weltlicher Reiche geradezu entgegengesetzt (Matth. 20, 25—28) und nicht irdischen Sinn in himmlischen Dingen, sondern himmlischen Sinn in irdischen Dingen wecken wollen (Matth. 20, 20—25). Und indem er ein zukünftiges, sichtbares, vollkommnes Gottesreich verkündete, hat er die Seinen erziehen wollen, das gegenwärtige, unsichtbare, werdende Gottesreich zu schauen, und sie eingeladen, einzutreten in dies Reich und für dies Reich mit allen Kräften ihres Lebens. Darum beginnt er seine ganze Wirksamkeit mit dem Worte: „Die Zeit ist erfüllet, und das Reich Gottes ist herbeigekommen. Thut Buße und glaubet an das Evangelium“ (Mark. 1, 15).

Das Reich Gottes ist die vollkommne Ordnung aller Dinge, da Gott selbst vor aller Augen die Regierung angetreten hat, der herrliche Zustand, da Gottes heiliges Wesen aller Welt offenbar wird, da sein Name geheiligt, sein Volk erhöht wird, sein Wille geschieht. Johannes der Täufer hatte das Nahen dieser großen Zeit verkündet. Jesus tritt auf mit der Predigt: „Die Zeit ist erfüllet, das Reich Gottes ist da.“ Diese Gewißheit aber gilt nicht nur seinen Jüngern und ihren Zeitgenossen, sie gilt auch uns in der Gegenwart: jetzt ist das Reich Gottes da; für uns ist es da; wir sollen es sehen. Denn das ist das wunderbare Vorrecht des Glaubens, daß alle seine Güter ihm stets gegenwärtig sind.

Da sieht sich nun das menschliche Auge in der Welt um, und das natürliche Herz fragt: Wo ist es denn, das Reich Gottes? Ich sehe nichts und spüre nichts davon. — Und es ist richtig: wer nur mit der Gesinnung des natürlichen Menschen in dieser Welt lebt oder gar in den Tag hineinlebt, für den ist und bleibt die Welt nur eine wunderbare, große, geheimnisvolle Maschine, zusammengestellt aus Personen und Sachen, Kräften und Elementen, Gedanken und Einrichtungen, mit einem mächtigen, rastlosen Getriebe, in dem alles seine Zeit hat, Essen und Trinken, Wachsen und Abnehmen, Lehren und Lernen, Leid

und Freude, Sorge und Genuß, Freundschaft und Feindschaft, Geburt und Grab. Der sagt darum zuletzt: Alles ist eitel! Denn das Reich Gottes fand er nicht, und selbst mit aller Wissenschaft, Klugheit und Kunst, mit der er die Welt zu verstehen und zu erklären, zu benutzen und zu vervollkommnen sucht, kommt er nicht weiter. Das Reich Gottes sieht er nicht.

Da tritt nun unser Heiland Jesus Christus unter uns und spricht: Das Reich Gottes ist doch da; ändert nur euern Sinn und glaubt dieser frohen Botschaft! — Wir müssen nur ordentlich sehen lernen und geduldig suchen. Ein Schlüssel nur ist notwendig, der uns das Geheimnis dieses Gottesreiches aufschließt: nämlich das ewige Wort Gottes, unser Heiland Jesus Christus selbst; und ihn haben wir ja. Einen Lehrmeister bedürfen wir: den heiligen Geist unsers Gottes; und er ist uns verheißen und geschenkt. Wenn wir jenen Schlüssel brauchen und diesen Lehrmeister wirken lassen, da thut sich uns allmählich in der Welt und über der Welt eine neue Welt auf: das ewige, unsichtbare Reich unsers Gottes. Es geht damit genau so, wie oft mit dem Lesen von Büchern: das äußre Wortverständnis haben wir uns angeeignet und alles Einzelne auch wohl in uns aufgenommen, und doch bleibt uns der Sinn und Geist des Ganzen verschlossen, bis wir den richtigen Schlüssel des Verständnisses und den rechten Lehrer und Erklärer gefunden haben. Oder wir treten etwa neu ein in eine Gemeinschaft und urteilen zuerst nach dem ersten, äußerlichen Eindruck; und nachher, wenn wir das Wesen des ganzen Kreises und den Wert jedes Gliedes recht kennen gelernt und verstanden haben, wie ändert sich da oft unser Urteil, wie erscheinen uns frühere Ansichten da oft einseitig, schief, oberflächlich und verkehrt! Was uns umgiebt, ist dasselbe noch und doch nicht mehr dasselbe.

So geht es auch mit dem Gottesreiche. Wer an der Hand Jesu Christi durch die Welt wandelt und, vom Geiste Gottes erleuchtet, in die Welt blickt, dem fällts allmählich wie Schuppen von den Augen. Er lernt es ja, mit Gottes Sinn und Geist die Welt anzusehn und zu beurteilen. Und wie ganz anders wird da alles! Was ihm früher wichtig und wertvoll schien, dünkt ihm jetzt nebensächlich und gering; und für das Einfachste, das Verborgne und Stille und Geistige hat er Verständnis empfangen. So wird ihm Natur und Geschichte, die heilige Schrift und sein eignes Leben zu einem aufgeschlagnen Buche göttlicher Offenbarung. Von dem Einen, Jesus Christus, wird ihm die ganze Welt erleuchtet und verklärt. Nun erkennt er die Welt als Gottes Werk, und er findet in dieser Welt das Wirken des lebendigen Gottes und betet diesen Gott als seinen himmlischen Vater in Christo an. Da sieht er in der Natur Gottes wundersames Kleid und in der Geschichte Gottes allweise Wege, in dem eignen Leben Gottes freundliche, väterliche Führung, in den Menschen seine Brüder und Nächsten, in sich selbst einen armen Sünder und ein begnadetes Gotteskind. Da schaut er mitten in der Unvollkommenheit der Welt und in den Rätseln des Menschenlebens doch dankbar und vertrauensvoll auf: Ja, das Reich Gottes ist da, ist gegenwärtig, ist unter uns!

Das Reich Gottes kommt also auch ohne unser Gebet von ihm selbst. Aber es soll auch zu uns kommen. Wir sollen es nicht nur anerkennen, sondern auch empfangen im Glauben Unser natürliches Herz ist aber gar nicht sehr [?] geneigt, einzutreten in dies Gottesreich und seine Gaben sich anzueignen. Selbst wer die ganze Größe und Herrlichkeit dieses Evangeliums einsieht, wagt es zuerst nicht, es zu seinem Eigentum zu machen. Er spricht wie Petrus: Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch —, und voll Unglauben und Kleinglauben will er es nicht verstehn, daß das Reich Gottes auch zu ihm kommt, und daß auch er eingehn soll in dies Reich: wie sollte auch unser geringes, armes, alltägliches Menschenleben eine würdige Stätte sein für das ewige Reich des Allmächtigen?

Wenn unser Herz so spricht und uns zweifeln macht, sollen wir es zum Schweigen bringen. Das ist nicht Demut und Frömmigkeit, sondern Hochmut und Unempfänglichkeit, Mangel an Glauben oder doch eine Gott nicht wohlgefällige Scheu. Denn darin allein besteht die rechte Demut und der rechte Glaube, daß wir mit bereitem, offnem Sinn unsers Gottes Gabe annehmen und empfangen, daß wir unserm Gotte

folgen und nicht unsrer fürwitzigen, menschlichen Empfindung, daß wir seinem Worte und seiner Verheißung fest vertrauen, mehr als allem äußern Augenschein. Und darin gerade besteht die Größe des Gottesreichs, daß es zu allen Menschen kommt und alle in sich aufnehmen möchte und alle menschlichen Verhältnisse erneuern will, auch die einfachsten, niedrigsten, alltäglichsten Dinge erfüllen und durchdringen will mit dem Geiste Gottes. Ja, ein Zeichen göttlicher Weisheit ist es, daß er uns den himmlischen Schatz in das arme, gebrechliche, irdische Gefäß unsers Alltagslebens gab, damit die Kraft und der Wert seiner Gnade um so deutlicher offenbar werde. Und dazu gerade ist ja Christus Mensch geworden, gleichwie wir, und in Schwachheit und Niedrigkeit ein Genosse unsers Lebens, damit wir in diesem wahrhaftigen Menschen den wahrhaftigen Gott erkennen und in seinem reinen, vollkommnen, menschlichen Handeln Gottes Wirken und Werk verstehn und so lernen, das Göttliche, Geistige, Ewige in unser ganzes Leben aufzunehmen.

Da gilt es nun, das herrliche Gottesreich nicht nur anzustaunen und mit unsern Gefühlen und Gedanken zuweilen in Andachtsstunden uns daran zu erquicken, sondern wirklich und praktisch das Gottesreich in unserm eignen Leben zu bauen, daß Frömmigkeit und göttliches Leben nicht bloß über uns und vor uns schweben, sondern in uns Gestalt gewinnen. Wir müssen wissen, wozu der Herr Jesus Christus für uns da ist. Wir müssen lernen, ihn und sein Heil zu gebrauchen. Wir sollen seinen Gaben gegenüber sein wie Kinder beim Christfest, wenn es heißt: Kommt, es ist alles bereit! Das sei unsre Demut und unser Glaube, daß wir zugreifen und festhalten und anwenden, was Gott uns giebt, und Gottes großes Reich aufnehmen in unser armes Herz. Wir sind Gottes Kinder. Wir haben auch jetzt schon teil an Gottes Heil und Gnade. Wir besitzen sein Wohlgefallen.

Darum können wir nicht anders als unsers Gottes Reich lieben. Unser irdisches Vaterland ist schön und groß und unserm Herzen teuer. Aber größer und schöner ist doch das Reich unsers Gottes, das allumfassende, ewige, unergründlich reiche. Allen steht es offen, und es giebt uns alles. Zwar es nimmt uns die Welt, soweit sie böse und vergänglich ist, aber es giebt uns die ganze Welt wieder als einen Acker und eine Werkstatt für Gottes Willen. Ja, es giebt uns weit mehr als die Welt, es giebt uns Gott selbst und führt uns hin zu ihm als zu unserm Könige und unserm himmlischen Vater. Und es wird uns zur trauten Heimat, die wir lieb haben müssen. Es ergeht uns im Gottesreiche wie im Vaterhause. Wenn wir nur kommen und bleiben, so wird uns, was uns zuerst Gewohnheit war und äußre Ordnung, zur freundlichen Sitte, und die Sitte wird uns zum innern Bedürfnis, und das innre Bedürfnis wandelt sich um in segensreiche Erfahrung. Und wenn Vater und Mutter uns verlassen, wenn wir hinausziehen aus dem Vaterhause, wenn wir in der Ferne und Fremde weilen, und wenn gar bald alles weit, weit entfernt liegt, was einst unser war, und wenn wir selbst den dunkeln Weg des Todes gehen müssen, — hier ist eine dauernde Heimat, ein ewiges Vaterhaus, in dem wir stets willkommen sind, in dem wir allzeit bleiben dürfen, das uns nimmer fehlt. Der Herr nimmt uns auf. Der Heiland bleibt uns allzeit, und es liebt uns unser Gott. Wir sind Bürger und Hausgenossen in dem herrlichsten aller Reiche.

Ja, wir freuen uns des Gottesreichs. Es giebt uns unsre wahre und höchste Würde. Es macht uns zu rechten Menschen, zu Gottes Kindern. Es nimmt von uns die Schuld und das Schuldgefühl; denn es ist gegründet und aufgebaut auf Barmherzigkeit, Gnade und Vergebung. Es nimmt die Sünde von uns; denn es ist das heilige Reich der Liebe. Es nimmt die Furcht von uns; denn Furcht ist nicht in der Liebe. Es nimmt die Sorge von uns: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. Es giebt uns mit seinem Evangelium überschwängliche Gerechtigkeit, Friede, Freiheit und Freude im heiligen Geiste. Denn unser Herr Jesus Christus hat uns mit seinem Leben, Leiden und Sterben erlöst, daß wir sein eigen seien

und in seinem Reiche unter ihm leben und ihm dienen in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit.

Aber das Gottesreich bringt nicht nur Freude und Genuß, es bringt auch Arbeit. Das Gottesreich ist da, aber wir sollen es nun auch ausbreiten helfen. Es will uns ein Werk sein, daran wir schaffen, ein heiliger Tempel, den wir bauen, ein Pfund, damit wir wuchern sollen in der Welt. Das geschieht nicht allein im Dienste der Mission, auch nicht bloß in Gottesdiensten, Religionsunterricht und kirchlichen Interessen, sondern in allen Gebieten des Lebens, in Reden und Schweigen, in Arbeit und Kampf, im Verkehr wie in den Stunden der Sammlung, im Berufe wie in der Erholung. Nur da, wo wir rechte, christliche Liebe haben, wirken wir für das Gottesreich; aber da auch gewiß, — mögen wir nun diese Liebe in Vertrauen oder in Geduld, im Geben oder im Vergeben, im Entsagen oder im Danken oder in einer andern Tugend üben. Wenn wir uns gegenseitig unterstützen und dienen in solcher Liebe, in der Arbeit unsers Berufs und Standes, in den Beziehungen unsrer Gemeinschaft und unsers Verkehrs, in den Sorgen und Leiden, Aufgaben und Freuden unsers Lebens, dann bauen wir unter uns das Reich Gottes. Es ist eine weise, herrliche Einrichtung unsers Gottes, daß jeder Einzelne diese Arbeit nicht allein für sich thun kann und soll, sondern daß wir mit einander und für einander und an einander arbeiten, und jeder von uns durch das Ganze wiederum gestützt und getragen wird. Darum müssen wir uns doppelt prüfen, ob wirklich unsre Gemeinschaft von christlicher Liebe getragen und durchdrungen ist.

Da treten vor unsre Seele unsre Eltern und unsre Kinder, unsre Lehrer und unsre Schüler, unsre Kollegen und unsre Kameraden, Verwandte und Bekannte, Diener und Gehilfen und Freunde, der Kreis derer, die mit uns gesellig verkehren oder geschäftlich zu thun haben. Alle diese Menschen sollen uns Mitbürger des Gottesreichs sein oder werden. Alle diese Verhältnisse sollen uns Arbeitsstätten und Pflegestätten für den Geist Gottes sein. Wir sollen schaffen und helfen, daß überall das Geistige und Göttliche das Vergängliche durchdringe, das Unrechte überwinde. Wir sollen die zarten Keime der Pietät, des Vertrauens, des stillen, sittsamen Wesens pflegen und Gehorsam und Bescheidenheit üben im rechten Sinn. Wir sollen aus unsern Kreisen, aus unsern Herzen die Lüge, die Eitelkeit, die Rücksichtslosigkeit und Unversöhnlichkeit bannen, die Freude an allem Guten, Wahren und Schönen wecken und mehren. Ueber allem aber soll uns die Wahrheit, die Liebe und die Treue stehen. Kommt es doch nicht allein darauf an, was wir thun oder befehlen, lehren oder lernen, üben oder meiden, sondern auch darauf, wie, in welchem Geist und Sinn das geschieht. Und wem fiele da am Schlusse des Tages oder der Woche nicht immer wieder schwer aufs Herz, wie oft er sich vergessen und vergangen hat, wie viel er noch an sich und andern zu arbeiten, wie viel er noch mit seinem natürlichen Herzen und der Welt zu kämpfen hat?

Darum müssen wir Gott danken, daß nicht von unserm schwachen, unsichern, menschlichen Thun und Denken das Kommen seines Reiches abhängt, sondern daß er selbst im Regimente sitzt und alles wohl führt. Das Reich Gottes ist nie und nimmer das Ergebnis unsrer Arbeit, unsrer Klugheit, unsers Glaubens und Kämpfens, sondern es ist und bleibt allzeit eine freie Gnadengabe unsers Gottes. Wir sollen wohl daran arbeiten und uns des freuen, daß wirs dürfen. Aber vor allem sollen wir doch darum beten. Das ist uns ja zugesagt als unser Recht und Besitz, als unser Eigentum und Erbe. Da dürfen wir also auch bitten: Himmlischer Vater, gieb uns unser Erbteil! Dein Reich komme zu uns! — Und wir sollen nicht müde werden, so zu beten.

Aber endlich noch eins: wir müssen auf das Reich Gottes hoffen lernen. Wohl sind wir der Gegenwart des Gottesreichs gewiß, aber doch harren wir noch seiner Vollendung und vollkommnen Offenbarung. Wir sehn in uns und um uns noch soviel Schwachheit und Sünde, soviel Trübsal und Leid, soviel ungestillte Sehnsucht und vorwärtsweisende Unvollkommenheit, daß wir gar nicht anders können als auf eine

Vollendung, auf ein zukünftiges, offenbares Gottesreich hoffen. Wir alle wissen nicht, wann unser letztes Stündlein kommt; aber wir wissen, daß es einmal kommt, früher oder später. Denn wir sind Pilgrime und Fremdlinge hienieden. Da hoffen wir einzugehn in die ewige Heimat, in das Reich, das uns beschieden ist und unser bleiben muß. Darum rüsten wir uns mit Wachsamkeit und Bereitschaft, in den Händen den Stab der Hoffnung, vor unsern Augen unser Trost und unser Ziel: in lichter Ferne die Zinnen der hochgebauten, ewigen Stadt Gottes. Unser Führer aber, unser Held, unser Streiter und unser König ist allein unser Heiland Jesus Christus, der uns zur Ewigkeit ruft: „Die Zeit ist erfüllet und das Gottesreich herbeigekommen. Aendert euern Sinn und glaubet dieser frohen Botschaft!"

So bleibt es bei dem, was unser Luther sagt: Gottes Reich kommt zu uns, wenn der himmlische Vater uns seinen heiligen Geist giebt, daß wir seinem heiligen Wort durch seine Gnade glauben und göttlich leben, hier zeitlich und dort ewiglich.

W B

Die gegenwärtige Entwicklung des Sozialdemokratismus zur anarchistischen Weltanschauung

3. Die sittliche Entwicklung des Sozialdemokratismus*)

Was sind die Folgerungen aus der Thatsache, die wir am Schlusse des vorigen Abschnitts fanden?

Zunächst die Erkenntnis, daß der Sozialdemokratismus im Prinzip an dem Ende seiner politischen und wirtschaftlichen Entwicklung angelangt ist. Er kann wohl in einzelnen Punkten seine Lehre noch etwas schärfer und radikaler ausbilden, in der Sache aber kann er im großen und ganzen über das Erreichte nicht weiter hinaus.

Ich muß hier eine erläuternde Bemerkung einschalten. Es ist bekannt, daß das sozialdemokratische Programm auch noch eine Reihe sehr annehmbarer und auf dem Boden der gegenwärtigen Besitzverhältnisse sehr wohl durchführbarer Forderungen, wie Sonntagsruhe, Verbot von Frauen- und Kinderarbeit, Normalarbeitstag, Minimallöhne u. s. w., enthält, die bisher nicht berührt wurden und dem oben Ausgeführten zu widersprechen scheinen. Aber das sind lediglich Interimsforderungen bis zum Tage der Entscheidung, erhoben, um Agitationszwecken zu dienen und einstweilen das Los der arbeitenden Klassen wenigstens einigermaßen zu bessern. Sie sollen die Aufmerksamkeit der Gesellschaft von dem eigentlichen sozialdemokratischen System abziehen und die drohende Gefahr des Umsturzes verdecken. Das eigentliche Zukunftsprogramm ist das in voriger Nummer entwickelte. Eben dieses aber, sagte ich, ist in der bisherigen Richtung einer weitern Fortbildung nicht mehr fähig.

Die fernre Entwicklung muß also einen völlig neuen Weg einschlagen. Auch dieser ist genau vorgezeichnet. Die Aufgabe des freien Volksstaates, sahen wir, bedeutete die Proklamirung der dauernden Anarchie auf dem Wege der sozialen Revolution. Damit stellt sich der Sozialdemokratismus außerhalb der Grenzen der geltenden sittlichen Grundsätze und gegen sie: nur über die Trümmer aller staatlichen Ordnung und mit ihr aller Sittlichkeit hinweg kann er zum Ziele gelangen. Dies vermag er aber folgerichtig nur mit völlig verrohten, aller sittlichen Regungen entwöhnten entchristlichten Massen. Und darum muß es jetzt sein vornehmstes Bestreben sein, sich solche Werkzeuge zu schaffen, mit andern Worten: dem Christentume in den untern Klassen den Garaus zu machen. Der Kampf gegen das Christentum bis aufs Messer ist für ihn gegenwärtig Lebens-

---

*) Seit die Einleitung zu diesen Artikeln in voriger Nummer geschrieben worden, sind völlig neue und überraschende Nachrichten über den abermals ausgebrochnen Streik in Westfalen eingelaufen. Obgleich meist unklar, lassen sie doch einen noch engern Zusammenhang der Hauptführer mit den Sozialdemokraten vermuten, als er auch von uns bereits angenommen war. Doch halten wir trotzdem unser früheres Urteil über die Gesinnungen der großen Masse der Bergleute aufrecht.

bedingung. Hierin liegt seine ganze weitre Entwicklung. Sie vollzieht sich also ausschließlich auf sittlich-religiösem Boden und im entschiednen Gegensatze zur christlichen Weltanschauung. Der Sozialdemokratismus, anfangs nur ein rein wirtschaftlich-politisches System, wird damit selbst Weltanschauung, und zwar direkt antichristliche; er thut damit auch den letzten Schritt zum Anarchismus hinüber.

Ansätze zu dieser Entwicklung sind allerdings bereits seit zwanzig Jahren und länger vorhanden. Das Entscheidende aber ist, daß sie gegenwärtig aus innrer Notwendigkeit, nicht nebenbei, und mit ungeahnter Schnelligkeit sich vollzieht, und daß es nicht mehr einzelne Personen und Gruppen, sondern die Massen sind, die den verhängnisvollen Schritt immer mehr bewußt thun. Das ist im folgenden zu beweisen.

Es war das Charakteristische des Anarchismus, wodurch er sich bisher am schärfsten vom Sozialdemokratismus unterschied, daß er nicht nur wie dieser wirtschaftliche Ziele hat, nicht nur die radikalste politische Partei, sondern zugleich auch der Vertreter einer neuen Weltanschauung ist, deren vornehmste Väter Schopenhauer und der mißverstandne Darwin sind. Martin erzählt mit Erstaunen von der für die Anarchisten fast selbstverständlichen Bekanntschaft derselben mit Schopenhauerschen und Darwinistischen Gedankenkreisen. Die anarchistische Weltanschauung ist die konsequent materialistische; sie ist die Religion des Hasses, wie die christliche die Religion der Liebe. Das Verdienst, den ersten umfänglichen Beweis dafür erbracht zu haben, gebührt ebenfalls Martin in seinem Der Anarchismus und seine Träger. Wir können uns an dieser Stelle selbstverständlich auf eine theoretische Auseinandersetzung desselben nicht einlassen. Wir müssen uns begnügen, ihn aus der bisher noch fast unbekannten anarchistischen Litteratur durch einige besonders schlagende Zitate kurz zu erläutern. Wir lassen sie ohne Kommentar in ihrer ganzen grausigen Nacktheit folgen — sie reden eine furchtbar deutliche Sprache.

Aus einigen Artikeln der „Freiheit," Mosts Organ:

> Die Anarchisten fußen auf einer neuen Weltanschauung. ...
>
> Die moderne Philosophie hat der Theologie den Garaus gemacht: die Ergebnisse der neuesten naturwissenschaftlichen Forschungen haben Himmel und Hölle, Götter und Teufel systematisch in nichts aufgelöst; Philosophie und Naturwissenschaft haben mithin die Urquelle des Autoritätsprinzips zerstört und damit einfach die Anarchie im Weltall proklamirt. Wir haben nicht den geringsten Grund, hiergegen zu opponiren, sondern freuen uns, in unserm Kampfe gegen den Gottesaberglauben, Kirchenunfug und Pfaffenbetrug auf einer so unerschütterlichen, wissenschaftlichen Grundlage fußen zu können. ...
>
> Der Anarchismus ist also nicht nur kein Feind der Wissenschaft, sondern geradezu die rationell kombinirte Wissenschaftlichkeit. Realisirt, wird er eine Gesellschaft wissender Menschen bedeuten. ...
>
> Der Anarchismus ist die Harmonie der Menschheit.

Das Christentum wird an einer andern Stelle als ein von Gauklern erfundner Schwindel bezeichnet:

> Lest nur die Bibel durch — vorausgesetzt, daß ihr den Ekel überwindet, der euch ergreifen muß, wenn ihr das infamste aller Schandbücher aufschlagt — und ihr könnt bald bemerken, daß der Gott, den man euch da aufschwatzt, ein millionenköpfiger, feuerspeiender, racheschnaubender, wüster Drache ist.

Der Begriff Moral ist für den Anarchismus einfach abgeschafft. Abermals die „Freiheit" schreibt:

> Wir sagen es gerade heraus: wir pfeifen auf die sogenannte Moral; wir respektiren kein Gesetz!
>
> Was an irgend einem Träger der heutigen Ausbeutungsgesellschaft begangen wird: Mord, Raub, Betrug, Brand u. s. w. — wir haben nichts Nachteiliges darüber zu sagen. ...
>
> Die Liebe ist prostitutionsfrei geworden; die Liebe verzichtet auf den kirchlichen Segen, wie auf den staatlichen Stempel und ist lediglich basirt auf die Triebe und Neigungen derjenigen, welche Geschlechtsgemeinschaften bilden; die Familie dürfte nach und nach größern Verbrüderungen sich liebender Menschen weichen.

Eine andre Probe aus dem anarchistischen Programm:

> Die Wissenschaft giebt jetzt Mittel an die Hand, welche es ermöglichen, daß man ganz trocken und ruhig die Bestienverfolgung im großen zu besorgen vermag:
>
> Fürsten und Minister, Bischöfe, Prälaten und andre Großwürdenträger der verschiednen Kirchen, ein gut Teil Offizierkorps, der größte Teil der höhern Büreaukratie, diverse Journalisten und Advokaten, endlich alle bedeutenden Repräsentanten der Aristokratie und Bourgeoisie — das werden die Subjekte sein, über die man den Stab zu brechen hat.

Zum Schluß ein Auszug aus dem Leitartikel, der am Tage nach der Ermordung des Polizeirat Rumpf geschrieben ist, zugleich als ein Beweis für Mosts fanatisirende Schreibweise:

> Zittre, Kanaille! Rumpf ist tot — hingestreckt wie eine Ratte! Das war ein schwerer Schlag für Kaiser und Reich! ...
>
> Rumpf ist tot! klang es mit vor Schrecken bebender Stimme aus dem Kaiserschlosse durch alle Büreaus bis hinunter in die Wachtstuben der Polizeidiener. Jeder wurde bleich, bleich wie der Tod. ... Jeder fühlte sein eignes Schicksal. .... Rumpf ist tot! stammelten die Pfaffen am Altar sich zu. „Daß Gott erbarm, wenn solche Säulen der Ordnung fallen — wo bleiben wir?" Vor ihren Augen schwebten keine feurigen Zungen längst vergangner Pfingsten .... es flirrt und flammt ihnen vor den Augen, weil sie wissen, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo sie zur Hölle fahren. ...
>
> Rumpf ist tot! — In jeder Werkstatt, in jeder Fabrik, im Bergwerk und auf dem Acker hallen und schallen die Rufe wie ein heiliges Donnerwetter. Die Lohnsklaven wollen erst die Botschaft nicht glauben — sie ist ihnen zu plötzlich, zu überwältigend, zu freudvoll! Die Arbeit stockt, die Hände ruhen; einer schaut den andern an mit leuchtenden Augen und freudigem Antlitz. Ein Ruf ertönt: „Die Bestie hats verdient!" In den Mietskasernen spricht man davon von der Kellerstube bis hinein zur Dachkammer, auf der Straße wie im Hofe — überall mit gleicher Freude. „Recht so!" ruft eine derbe Proletariergestalt und hebt die kräftige Faust. „Die Schurken müssen alle noch dran glauben". ...
>
> Rumpf ist tot! Die Anarchisten haben ihn gerichtet! Sie sind stolz auf ihre That. .... Aber die Revolutionäre [!] gedenken nicht auf ihren Lorbeern auszuruhn.
>
> Rumpf war nur Nr. 1 einer langen Proskriptionsliste. Sie werden Schlag auf Schlag, Stoß auf Stoß folgen lassen. .... Sie rufen dem Lumpentum aller Länder zu: Zittre, Kanaille!

Wir stehn erschüttert bis ins Herz vor solch elementarem Hasse, vor Menschen mit solchen „Idealen." Man lese bei Martin nach, welche Frucht diese niederträchtige Gesinnung bereits getragen: fast jeder nur einigermaßen „echte," hervorragende Anarchist hat eine oder mehrere Mordthaten auf dem Gewissen; unverhältnismäßig viele von ihnen sind von den häßlichsten Krankheiten zerfressen.

Und in denselben Pfuhl hinein watet Schritt für Schritt der Sozialdemokratismus so sicher, wie er sozialpolitisch bereits im Anarchismus versunken ist. Man halte nicht abermals ein: die wirtschaftliche und politische Verschmelzung schließt die sittliche Vergiftung nicht ohne weitres in sich. Ich wiederhole: letztre hat bereits begonnen in dem Augenblicke, da die Sozialdemokratie den Staat, diese gesetzliche Zusammenfassung aller sittlichen Instanzen der menschlichen Gesellschaft, aus ihrem System herauswarf. Der Mensch, der den Staat nicht anerkennt und es für sein Recht hält, in jedem Falle nach eigner souveräner Willkür zu handeln, „muß sich auch berechtigt fühlen, jeden, der ihm im Wege ist, zu töten, wenn es ihm nur vorteilhaft erscheint." Und auch das ist kein Gegengrund, bei dem sich so viele beruhigen: daß schließlich doch der größte Teil der Arbeiter und Arbeiterinnen zurückschreckt, solch ausgesprochne Lumpen wie ein Most, Reinsdorf, Lieske, Peukert zu werden. Darauf kommt es gar nicht an. Die Hauptsache ist, daß die Masse der ehemals nur aus wirtschaftlichen Ursachen — vielfach mit Recht — sozialistisch gesinnten Arbeiter allmählich durch die buchstäblich blutige Lektüre so verroht wird, daß der Sinn für alles Gute und Ideale völlig verloren geht, daß vor allem die vollständige Entchristlichung der untern Volksschichten die Folge ist.

Weit genug ist sie jetzt bereits gediehen. Ich verweise hier jeden auf die eignen zahlreichen Erfahrungen. Ich erinnre an das, was schon Stöcker zum Kampfe getrieben hat, an jene wahnwitzige Resolution der Berliner Eiskellerversammlung, an die Kirchenlosigkeit der Arbeiter, an den immer und immer wieder versuchten Massenaustritt aus der Kirche, an den erbitterten Haß gegen die „Kapitalistenpastoren," an die sittliche Verkommenheit dieser Kreise durch den Trunk. Wie die Anarchisten haben auch die Sozialdemokraten ihre Hohn- und Haßlieder. Da heißts:

> Will sich die ganze Christenheit
> In unserm Blute taufen,
> Wohlan! der heutgen Ordnung Trug
> Hat bis zum Rand gefüllt den Krug:
> Sie soll im Blut ersaufen!

Oder:

Wohl von allen Kapellen
Im christlichen Revier
Ist die Tellskapelle
Die allerliebste mir.
. . . .
Gäbs doch statt aller Kirchen
Nur solche Kapellen bloß;
Dann wär die Welt auch glücklich
Von tausend Geßlern los!

Oder:

Hei seht! die Throne fallen ein!
Die heilgen Stühle zittern!
Nun, brave Männer, drauf und drein!

Endlich:

Im Hochland fiel der erste Schuß,
Im Hochland wider die Pfaffen!

Der „Freiheit" Mosts thut es der sozialdemokratische „Volksstaat" (der Name ist ein Ueberbleibsel vergangner Zeit) nach:

Niemand ist des Namens eines Sozialisten würdig, als wer, selbst Atheist, mit allem Eifer der Ausbreitung des Atheismus seine Anstrengung widmet. Wir sind Feinde aller Kirchen und aller Pfaffen aus Prinzip, schon deshalb, weil wir Atheisten sind.

Gleiche Töne schlagen alle andern sozialdemokratischen Blätter an. Vor mir liegen zufällig die ersten sechzig Nummern dieses Jahres von dem in Dresden erscheinenden „Sächsischen Wochenblatt." Fast jede Nummer enthält einen oder mehrere Angriffe gegen das Christentum oder seine Vertreter und Einrichtungen. Ich erinnre weiter an die erfolgreiche Thätigkeit des ehemaligen Lehrers und jetzigen sozialdemokratischen Stadtverordneten Kuhnert in der sogenannten „freireligiösen," d. h. atheistisch-materialistischen Gemeinde zu Berlin, und ich greife schließlich eine Notiz der Kreuzzeitung vom siebenten März heraus, die ebenfalls den verhängnisvollen Zusammenhang zwischen der sozialdemokratischen und „freireligiösen" Bewegung in Berlin klarlegt:

Die Fälle, daß freireligiöse Redner sozialistische Arbeiterversammlungen durch ihre atheistischen Vorträge zur polizeilichen Auflösung bringen, mehren sich in bedenklicher Weise. Am Montag Abend sprach der etwa 26 Jahre alte freireligiöse Prediger Vogtherr vor einer Versammlung der Metallarbeiter über „Ulrich Hutten, ein Freidenker des Mittelalters," wobei er seinen Vortrag mit der Aufforderung schloß, aus der Landeskirche auszutreten und dem Pfaffentum und allen Machinationen der Dunkelmänner energisch entgegen zu arbeiten. . . . An demselben Abend sprach der freireligiöse Schriftsteller Paul Ernst in einer Versammlung der Lithographen über „materialistische Geschichtsauffassung," worauf ihm die Frage vorgelegt wurde: Welches ist der Grund, weshalb die gegenwärtig herrschenden Gewalten die Religion protegiren? Der Redner erwiederte hierauf, nur die Religion stumpfe den Menschen geistig soweit ab, daß er zuletzt auf sein Recht verzichte. . . . . Nur die Beseitigung der Religion könne deshalb die Beseitigung der heutigen Machthaber vorbereiten.

Im vorigen Jahre hat sich sogar ein nordischer atheistisch-materialistischer Frauenbund sozialdemokratschen Ursprungs gegebildet, der in Kopenhagen seinen Mittelpunkt hat und ein eignes Blatt herausgiebt. Wie weit muß es sein, wenn selbst die Frauen den Glauben von sich werfen! Was soll aus den Kindern werden, die solch eine Mutter, solch ein Vater erzieht? Selbst wenn wir noch an viel latentes Christentum im Volke glauben dürfen, nach alledem müssen wir blutenden Herzens gestehen, daß in der That der Sozialdemokratismus gegenwärtig auch die letzte Konsequenz zieht, die anarchistische, d. h. widerchristliche Weltanschauung zu der seinigen macht.

Mit der innern Entwicklung schreitet die numerische fort. Bei der letzten Reichstagswahl zählte die sozialdemokratische Partei ungefähr 800000 Stimmen. Man nehme die Gesinnungsgenossen dazu, die aus irgend einem Grunde nicht gestimmt haben, man denke an den Druck, den jene 800000 in ihren Familien ausüben, so gelangt man zu dem Schlusse, daß mindestens zwei bis drei Millionen dem Einflusse des revolutionären Geistes ausgesetzt sind. Und diese Zahl wird weiter wachsen. Das beweisen z. B. die immer häufiger zu Tage tretenden sozialdemokratischen Ideen unter den Fortbildungsschülern! — — Armes, deutsches Volk! Armseliges Christentum, thatlose Kirche, die es so weit hat kommen lassen! — —

Denn die Kirche, die christliche Gemeinschaft trägt im letzten Grunde doch die Schuld daran — sie hat bisher nichts oder so gut wie nichts zur Abhilfe gethan. Wir lassen zum Beweis Kirchenrat Hermann in Ronneburg das Wort, dessen Vortrag: „Sozialdemokratie und Christentum*)" die ernsteste Beachtung verdient:

Die Kirche hat sich kaum geregt. Professor Huber blieb ein Prediger in der Wüste: die gläubigen Kreise verstanden ihn nicht, vernahmen ihn kaum und verließen ihn. Der große Wichern hat zwar immer soziale Schäden bekämpft; aber als er auf der Oktoberversammlung 1866 in seiner letzten Rede, wie in einem Schwanengesang, versuchte, zu einem direkten Feldzuge gegen die Sozialdemokratie zu sammeln, war es bereits mit seiner Kraft zu Ende, und es blieb bei Worten. Und was ist denn sonst geschehn? Viele Predigten richteten sich gegen die Sozialdemokratie, aber ohne sie zu kennen, also auch ohne sie zu treffen, und bestärkten nur die Besitzenden in ihrer Taubheit auch gegen begründete Klagen und Vorschläge, in ihrer unchristlichen Verhärtung gegen alle Mahnung zur Billigkeit und Barmherzigkeit. Den Notleidenden wurde Sparsamkeit gepredigt, obwohl sie nicht genug zum Leben und gar nichts zum Sparen hatten, und Geduld oder Hoffnung denen, welche dieselbe bereits aufgegeben hatten. Das bloße stete Nein, ohne Anerkenntnis des Anzuerkennenden und ohne Aufweisen positiver Rettungsmittel, brachte nur das heiße Blut der einen vollends zur Siedehitze, während es das dicke Herz der andern noch mehr verfettete. Da hielt man die Kirche für altersschwach und kraftlos, die Geistlichen für Verbündete der Bourgeoisie, ihr Wort und Werk ohne Wert und Wirkung. Vertrauen und Achtung zur Kirche schwand mehr und mehr. . . . So ist es lange hingegangen und allzulange: positiv kaum berührt, breitete sich die Sozialdemokratie ruhig weiter aus.

In der That, die Christenheit hat ein wirtschaftliches System groß werden lassen, das im Bunde mit dem Materialismus und selbst z. T. eine Frucht desselben, die ausschließliche Macht des Kapitals, des Mammonismus proklamirt, die Menschen, die nichts als ihrer Hände Kraft besitzen, als bloßes Arbeitsmaterial rücksichtslos ausnutzt und dabei obendrein den christlichen Staat in seinen Dienst stellt, um sich seine Lehre von dem Rechte des Stärkern noch sanktioniren zu lassen. Die auf christlichem Boden erwachsne und entwickelte Manchestertheorie hat es wesentlich dahin gebracht, daß jedes persönliche Verhältnis zwischen Arbeiter und Herr gelöst und die menschliche Arbeit als Ware für Geld gekauft wird, die Person des Arbeiters, sein Wohl und Wehe aber völlig gleichgiltig geworden ist. Ihrer Allmacht ist es zu danken, daß schon der für einen Umstürzler verschrien wurde, der aus einem heißen Herzen voll christlicher Liebe dem Arbeiter mehr als jenen, nach dem „ehernen Lohngesetz" regulirten unsichern Wochenlohn gönnte und darum dieses System und all seine verderblichen Wirkungen öffentlich brandmarkte.

Das sind harte Worte. Aber ein Christ muß den Mut haben, sich zu ihnen zu bekennen, wenn anders das Christentum den Beruf und die Kraft hat, das Leben der Menschheit zu heiligen und zu durchdringen. Und darum verdient auch Kirchenrat Hermann unsre volle Hochachtung, weil er mit rücksichtsloser Offenheit diesem System den Krieg erklärt. Er hat völlig Recht, wenn er sagt, daß allein die abstumpfende Macht der Gewohnheit zu erklären vermag, wie die Christenheit solche Zustände in ihrem Bereiche bisher hat ertragen können.

Aber wie soll geholfen werden? Nach dem Erörterten giebt es nur zwei Wege, die mit Erfolg beschritten werden können: die widerchristliche Weltanschauung des Sozialdemokratismus kann allein und muß das Christentum überwinden; die wirtschaftlichen Notstände hat der Staat und die Gesellschaft durch grundlegende Neuorganisationen zu beseitigen. Beides aber muß Hand in Hand gehen; das eine bleibt ohne das andre wirkungslos. Der Sozialdemokratismus ist eben wirtschaftlich-politisches System und Weltanschauung zugleich; da helfen nicht wirtschaftliche Reformen allein, nicht die Mission des Christentums allein, da hilft und siegt nur beides zusammen.

Zunächst die Mission des Christentums. Hier steht die Hilfe allein bei dem Einzelnen. Das Wort des Evangeliums verhallt in dem Sausen und Rasseln der unausgesetzt arbeitenden Maschinen, in dem Haßgeschrei der Menge; darum muß heute die That der Liebe des einzelnen Christen reden; sie allein noch vermag den Haß und Unglauben zu entwaffnen und zu überwinden. Was uns in dieser Zeit der Klassengegensätze und -kämpfe fehlt, was wir allein brauchen, sind möglichst viele

*) Gotha, Schlößmann, 1888; 42 S.; 80 Pfge. Vergl. auch Nr. 20 d. Bl. unter Bücher und Schriften.

christliche Persönlichkeiten in der Gemeinde. So alt, so selbstverständlich, so überflüssig diese Forderung im Jahrhundert der innern Mission erscheint, so energisch muß sie gerade heute immer wieder erhoben werden. Denn mehr als je liegt heute der Schwerpunkt des Glaubens in seiner Bewährung im Leben. Dieselbe darf sich freilich nicht auf Zahlung eines jährlichen Beitrags zur innern Mission beschränken. Jeder Einzelne muß durch und durch christlich denken, christlich reden, christlich handeln, wie und wo immer er mit Leuten aus dem Volke zusammenkommt, und nicht bloß da. Jeder — ist er wirklich Christ — muß so viel Selbstverleugnung haben, daß er teilnehmend seine Hand in die schwielige des verbitterten Arbeiters legt, daß er freundliche Worte redet, auch wo nur finstre, mißtrauische Blicke antworten, daß er in seiner Seele das Unrecht und die Not mitfühlt, die den Ueberlasteten der modernen Gesellschaft drückt, mithilft, in heiligem Zorn jenes zu bekämpfen und in freudiger Selbstlosigkeit diese zu lindern. Das Schwerste und Wichtigste dabei ist, daß dies gerade im einzelnen und kleinen, im Alltäglichen des Lebens ohne Unterlaß geschieht. Denn erst darin wird sich der Ernst, die Tiefe, die Aufrichtigkeit der Liebe zeigen. Vornehmste Aufgabe der Kirche im Kampfe gegen den Sozialdemokratismus muß es demnach sein, solchen lebendigen Glauben ganz anders als bisher zu wecken und zu pflegen. Dann allein, aber dann gewiß werden die Verhetzten, Gottentfremdeten im Christentum wieder etwas andres sehen als nur eine Phrase, die nicht hält, was sie verspricht, als einen Luxus, den sich die Begüterten leisten können, als ein Verdummungs- und Polizeimittel zur Niederhaltung ihrer Wünsche. Indem sie wieder an uns und unsre Liebe glauben, werden sie auch den Glauben an den Gott der Liebe wieder finden, der in uns mächtig ist.

Der andre Weg ist der Kampf gegen das Manchestersystem. Er folgt von selbst aus dem eben Gesagten; er ist so notwendig wie das Gesagte. Nur dann wird der Sozialdemokratismus endgiltig vernichtet werden, wenn anderseits der berechtigte Gegenstand seiner Klagen, das System der freien Konkurrenz mit seinen verhängnisvollen Auswüchsen, allmählich verschwindet. Ein lebendiges Christentum, das von wahrer, rücksichtsloser Liebe erfüllt ist, muß laut gegen dasselbe protestiren so lange, bis seine Macht durch den Druck der öffentlichen Meinung gebrochen und es selbst durch eine Neugestaltung unsrer wirtschaftlichen Verhältnisse allmählich vom Staate ersetzt wird.

Es scheint, wir stehen bereits am Anfang einer solchen Bewegung. Es ist, wie bereits betont, ein erster Anfang nur im Angesicht der Riesenarbeit, die zu bewältigen ist. Aber es ist doch der Anfang, dem mit Gott der Fortgang und Schluß folgen wird, wenn anders alle als Christen und Deutsche ihre Pflicht thun.

P G

Feldbriefe

Ich wage es, die Aufmersamkeit der Leser unsrer Christlichen Welt auf ein Buch*) zu lenken, das, von eigentlich kirchlichen Interessen möglichst weit entfernt, nichts enthält als einfache Lagerbriefe eines deutschen Reserveoffiziers, die dieser vom 27. Juli 1870 an bis zum 23. März 1871 zuerst von Göttingen, dann bald von Frankreich aus an seine in Celle als Obergerichtsrätin zurückgebliebne Frau — und wenige andre nahe Verwandte — gerichtet hat. Allerdings, dieser Offizier hat nach seiner Heimkehr bald Karriere gemacht; nach 1871 wurde er, 37 Jahre alt, in das preußische Justizministerium berufen und als Unterstaatssekretär in demselben ist er am 16. Dezember 1883 gestorben. Aber auch das macht seine Briefe aus dem Feldzuge noch nicht so bedeutsam, sondern daß sie, ganz abgesehen von der amtlichen Stellung des Verfassers, durch ihren Inhalt jedem Leser einen ungewöhnlichen Genuß gewähren. Mir hat das Lesen dieser Briefe Stunden wahrer Erbauung im edelsten Sinne des Wortes bereitet, obgleich der

*) Feldbriefe von Georg Heinrich Rindfleisch. Herausgegeben von Ed. Ornold. Halle a. S., M. Niemeyer, 1889. XVI und 277 S. Oktav. 4 Karten. 6 Mk.

Briefschreiber kein Freund von frommen Redensarten ist und und seine schöne echte Ergebung und sein Gottvertrauen nur bei besondern Veranlassungen, dann allerdings um so ergreifendern Ausdruck findet.

Des Buches erste Auflage war in wenigen Wochen ausverkauft; es wäre ein schlimmes Zeichen für den litterarischen Geschmack in Deutschland, wenn man nicht von der zweiten und dritten Auflage in Bälde gleiches berichten könnte. Was diese Briefsammlung, die ohne jeden Gedanken an Veröffentlichung niedergeschrieben ist, — erst ein Freund des Verfassers hat sie fünf Jahre nach seinem Tode herausgegeben — so anziehend macht, ist die Thatsache, daß wir dort einem mithandelnden Berichterstatter über jene größte Zeit in der neuern deutschen Geschichte begegnen, der nicht bloß ein ausgezeichneter Beobachter von schneller Auffassung und besonnenem Urteile, sondern zugleich ein glänzender Schriftsteller und ein gereifter Mensch ist. Die Vereinigung dieser Vorzüge — und sie kann nicht bestritten werden — erhebt das Buch zu einer Erscheinung ersten Ranges. Eine Geschichte des deutsch-französischen Krieges im ganzen ist selbstverständlich nicht darin zu erwarten; Rindfleisch berichtet nur, was er selbst sieht, hört, erlebt; und er hat mit seinem 7. westfälischen Infanterie-Regimente nur die vielen Wochen vor Metz gelegen, um nachher auf die Loire zuzumarschiren, wo die Armee des Prinzen Friedrich Karl die schwere Aufgabe löste, Chanzys Heere von Paris fernzuhalten und schließlich zu zerstreuen; wer sich über die militärischen Gesichtspunkte unterrichten will, nach denen deutscherseits vorgegangen wurde, über die feinen Schachzüge, durch die wir den Gegner aus einer Stellung nach der andern verdrängten, der wird nach wie vor andre Hilfsmittel benutzen; aber wem es um eine lebendige Vorstellung von den Verhältnissen in den Armeen und in der Bevölkerung des eroberten Landes, von den physischen und moralischen Zuständen unter den französischen und deutschen Truppen zu den verschiednen Zeitpunkten des Krieges, von den wechselnden Stimmungen unter den Mannschaften und Offizieren zu thun ist, wer wissen möchte, worin im letzten Grunde die Ueberlegenheit des deutschen Heeres über das gegnerische bestand, der wird nirgends bessre Belehrung finden als in den gemütlichen Plaudereien, in denen Rindfleisch alle seine Erlebnisse und Eindrücke, seine Urteile und Wünsche ganz frisch und ganz ohne Rücksicht seiner geliebten Frau in der Heimat mitteilt. Er schreibt nicht für den Erfolg, ohne alle Schönfärberei und Mache, natürlich, von der Leber weg, auch derbe Ausdrücke scheut er nicht; aber er schreibt auch wieder nicht als kalter Beobachter, als ob keine innre Beziehung zwischen ihm und dem, was er berichtet, bestünde, sondern grade die Beteiligung seines Gemütes, seines von Vaterlandsliebe und deutschem Ehrgefühl erfüllten Herzens verleiht den zahllosen kleinen Bildchen, die er zeichnet, die satten, wohlthuenden Farben. Man bedauert ordentlich, daß dieser Mann nicht unter die Schriftsteller gegangen ist, der so gewandt mit ein paar Strichen zu malen versteht; da bleibt keine Unklarheit, da stört kein Widerspruch, keine Uebertreibung: und grade das gelungenste hat er manchmal totmüde oder mit halberstarrten Fingern geschrieben.

Aber wir bewundern nicht bloß den begabten Mann, sondern fort und fort wird der Mensch uns werter und teurer, dem wir mehr als eine amüsante Unterhaltung verdanken. Sein empörter Haß gegen das versumpfte Franzosentum entspringt nicht blindem Chauvinismus; seine stolze Freude, an diesem großen Kriege teilzunehmen, eine Freude, die durch alle Strapazen vor Metz und alle Entbehrungen im Kampf an der Loire nicht erstickt wird, ruht nicht auf armem Ehrgeiz, der nachher etwas zu renommiren haben möchte, — sondern wie dort der sittliche Widerwille über die Hohlheit, Verlogenheit, moralische Verkommenheit des neuen Sodom sich Luft macht, so leitet ihn hier das Bewußtsein der Pflicht; denn in diesem Kriege sieht er vor allem die Gegenäußerung des ernsten, eisernen, sittlichen Willens gegen einen leicht berauschten und rettungslos entmutigten Leichtsinn. „Unsre Lebensauffassung und Lebensstellung ist mit dem Gefühle der Pflicht durchdrungen," ruft er seiner Frau ermunternd zu, und im Gedanken an seinen kleinen Sohn bemerkt er:

Es treibt sich so vieles geistiges und moralisches Lumpenpack unter den jungen Leuten um einen herum, so wenigen merkt man den richtigen Schwung der Seele an, daß es mich immer ganz besonders verlangt, den Jungen zu einem ordentlichen Manne erziehen zu können.

Aehnlich hat er schon kurz vorher seiner Gattin im Blick auf den möglichen Tod geschrieben:

Wäre dir beschieden, das Schwerste zu erleiden, so weißt du, daß ich dich und die Kinder bis zum letzten Gedanken mit treuer Liebe umfangen habe, und dann kämpfe dich mutig durch das Leben, sieh auf die Kinder. . . . Erziehe sie in meinem Sinne, schlicht in ihren Ansprüchen an den Genuß und immer im Hinblick auf das große Ganze, für das ich meine Existenz gern hergegeben habe, wenn mich das Schicksal fordert. So laß uns denn in Gottes Namen und in treuer Liebe zu einander der Zukunft entgegensehn!

Gar zu gern möchte ich eine Reihe von Stellen herausheben, um meine Behauptungen über den Charakter und Wert des Werkes zu beweisen, Schilderungen einer Landschaft, eines Frühlingstags in Mittelfrankreich, eines nächtlichen Gefechts, des Biwaklebens vor Metz, Aeußerungen über die Einflüsse des verlängerten Kriegs auf das Mitgefühl und die Menschlichkeit unter den Soldaten, wie da überall Ernst und Scherz sich mischen, wie neben heiliger Begeistrung ein fast übermütiger Humor zu Worte kommt, möchte an Beispielen zeigen, wie schön hier dicht neben dem zum Tode bereiten Soldaten oder neben dem nüchternen Beobachter der zärtlichste Vater und Gatte, dem auch die kleinsten Sorgen der Seinigen daheim nicht gleichgiltig werden, uns entgegentritt — ich unterlasse es, weil nur die ganzen Briefe ein richtiges Bild geben, nicht herausgegriffne Einzelheiten. Und dann möchte ich den zukünftigen Lesern des Buches nichts von Freude wegnehmen, will nur den Leserinnen verraten, daß auch Erörterungen finanzieller Art, über die Wirtschaftskasse in diesen Briefen stehen — denn der Herausgeber hat, wofür wir ihm aufrichtig dankbar sind, nichts weggestrichen, sodaß man den ganzen Mann, wie er sich gab, vor sich hat. Nur ein paar Notizen, die Rindfleisch über seinen Burschen macht, sammle ich aus verschiednen Briefen; der Leser wird alsbald merken, warum gerade die.

6. September: Ich habe übrigens einen Burschen, der ausgezeichnet stiehlt und kocht — Name: Löwenstein; Religion: mosaisch; Charakter: unblutig bis auf die Hühner, die er mordet, wo sich eine aus dem unmittelbaren Schutze der höhern Vorgesetzten verläuft.

9. September: Mein eignes Befinden ist jetzt sehr durch den Besitz eines vorzüglichen Burschen gefördert. Er ist Semit seines Glaubens, heißt mit dem anspruchslosen Namen Löwenstein, hat aber offenbar keine Lust, dem Schrecken dieses Namens vor dem Feinde Ehre zu machen, sondern zieht ein stilles Küchenleben hinter der Front vor und ist sehr zufrieden, daß ihm die Stellung als Bursche gestattet, ohne Anfechtung seines militärischen Point d'honneur seinen friedlichen Neigungen zu leben. Das Schlimmste ist sein Mangel an französischem Verständnis. Kaum daß ich ihm das allernotdürftigste von Wasser, Feuer, Topf und Kaffeemühle habe beibringen können.

5. Oktober: In diesen kleinen Fatalitäten kann mich niemand treuer pflegen als Löwenstein! Juden sind doch sonderbare Leute, wenn man sich ihr Herz durch offne Freundlichkeit gewonnen hat.

23. Oktober: Wenn Löwenstein nicht ein ganz wohlhabender Kaufmann wäre, möchte ich ihn wohl zu meinem Diener haben. Er sorgt für mich wie für einen nahen Verwandten und zwar immer mit der feinen Initiative, die so wohlthut; wenn ich durchnäßt nach Hause komme, ist auf der Stelle trocknes Zeug da, und nichts ist ihm lieber, als wenn er mir etwas extra, womöglich vor den andern voraus, machen kann. In dem nächsten Paket, das du etwa an mich absenden möchtest, muß auch wieder etwas für ihn sein, vielleicht auch ein roter Palatin oder etwas dergleichen, guter Tabak natürlich auch!

29. November: Auch mein armer Löwenstein ist mir fast unter den Händen erschossen; zwei Schüsse in den Kopf, ich habe fast geweint um den ehrlichen, guten Kerl!

6. Dezember: Ich schrieb dir schon neulich, daß mir damals auch mein guter Löwenstein erschossen worden ist. Er bekam erst einen Schuß durch den Mund, schien aber noch Bewußtsein zu haben, denn er streckte die Hand wie flehend nach mir aus. Ich gab ihm die Hand und legte ihn eben still auf die Erde, weil ich sah, daß er zu Tode getroffen war — da traf ihn ein zweiter Schuß gerade zwischen die Augen, und nun rutschte er lautlos in sich zusammen. Meine liebe Ella, das sind ernste und schwere Bilder! Der arme Kerl hätte seine Pflicht so gern mit Dienstleistungen aller Art gethan, nur das eigentliche Fechten war gewiß seine schwächste Seite; dennoch legte er sich so still und resignirt neben mich nieder und schoß wie ich ihn anwies, ruhig und pflichttreu, bis ihn der Tod ereilte. Als wir am andern Tage auf der Chaussee an der Kampfstätte vorüberzogen und die Nußbaumkronen aus dem Abendnebel so wehmütig herübersahen, hätte es mir fast das Herz abdrücken mögen, so weh that mir der arme Mensch, der dort die fremde Erde mit seinem Blute färbte: — Vorbei! vorbei! das ist das Motto des Krieges, wenn die Dinge erst in Fluß gekommen sind.

Und als er am 13. März beim Rückmarsche nach jenem Juranville hinüberreiten kann, läßt er sich von einem Bauern die Stelle zeigen, wo der arme Löwenstein eingescharrt worden; sie war längst überarbeitet:

Der gute Kamerad ist unter dem Baume eingescharrt, wo er für seine Pflicht gefallen. Da aber seine Verwandten zu schlicht denken, als daß sie außer der Thatsache seines Verlustes noch eine besondre Feststellung und Celebration des Ortes u. s. w. verlangen möchten, so habe ich die Sache so gelassen, wie sie eben ist. Er teilt das Schicksal von Hunderten, Preußen und Franzosen, die dort herumliegen, ohne daß auch nur noch eine Spur von dem kleinen Erdhaufen zu sehen wäre, der sie am 29. November zudeckte.

Der Mann, der so zu seinem Burschen stand, war nichts weniger als eine sentimental angelegte Natur, im Gegenteil thatkräftig, schneidig, ein Feind von Nachgiebigkeiten und jeder Schwäche; aber trotz aller Ansprüche, die er an die Arbeitskraft der andern und ihren guten Willen stellte, von jener Zartheit des Gemüts, die gerade dann so wohlthut, wenn sie nicht vor den Leuten zur Schau getragen wird. Ich habe den so früh Abgerufnen, dem ich näher treten durfte, schon immer tief verehrt und lieb gehabt, und habe bei jedem Blicke in sein helles, blaues Auge unter der wetterfesten Stirn mir gesagt, daß dieser Mann nicht hart sein könne, auch wenn seine Worte schroff klangen: wer seine Feldbriefe liest, dem wird zu Mute sein, als habe er den Schreiber längst gekannt, dem kann er kein Fremder bleiben und er gewinnt das Beste, was einem ein Schriftsteller sein kann, einen guten Freund. Wohl uns Deutschen, so lange wir solche Offiziere im Felde haben, wohl uns, so lange unsre höchsten und einflußreichsten Beamten aus solchem Holze geschnitzt sind. Die Persönlichkeit des Verfassers der Feldbriefe ist eine Verkörperung des gesunden deutschen Geistes — auch in den „Spitzen" der Berliner Gesellschaft, ein lebendiger Protest gegen deren unwahre Charakteristik durch Paul Lindau. J

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Tagesordnung
für die Conferenz in Meißen
den 25. und 26. Juni 1889

1. Tag, Dienstag, den 25. Juni

Morgens 1/2 10 Uhr in der Stadtkirche Eröffnungspredigt: Superintendent D. Pank aus Leipzig.

11 Uhr im Gasthof zur Sonne: Superintendent Meyer aus Zwickau: Ueber die gegenwärtige Lage der evangelischen Kirche gegenüber den römischen Bestrebungen. Verhandlung.

1/2 3 Uhr gemeinsames Mittagsmahl im Gasthof zur Sonne.

7 Uhr ebenda: Oberpfarrer Dr. Wetzel aus Bischofswerda: Ueber den Evangelischen Bund. Verhandlung.

Für die bereits am 24. Juni in Meißen Eintreffenden von 8 Uhr Abends an Vereinigung im Rathskeller.

2. Tag, Mittwoch, den 26. Juni

Morgens 9 Uhr im Gasthof zur Sonne: Wissenschaftlicher Vortrag von Pfarrer Lic. theol. Steude aus Reichenau: Die Religionen der Erde und das Christentum.

10 Uhr: Superintendent D. Richter aus Werdau: Ueber die Verbreitung des Aberglaubens in unserem Volke und die seelsorgerische Behandlung desselben. Verhandlung.

Die Thesen sind auf Erfordern vorher von dem mitunterzeichneten Vorsitzenden zu erhalten.

Es werden Geistliche und Laien zu zahlreichster Theilnahme hierdurch eingeladen.

Leipzig, im Juni 1889.

Der Vorstand der Meißner Conferenz.

Geh. Kirchenr. Prof. D. Fricke, z. Zt. Vorsitzender. Superint. Dr. Ackermann in Meißen. Consistorialr. Superint. D. Dibelius in Dresden. Oberconsistorialr. D. Franz in Dresden. Superint. D. Harig in Großenhain. Prof. D. Hofmann in Leipzig. Oberhofprediger D. Kohlschütter in Dresden. Reichsoberhandelsgerichtsrath a. D. Mohrmann in Leipzig. Commerzienr. Niethammer in Kriebstein. Superint. D. Richter in Freiberg. Superint. Dr, F. A. Richter in Werdau. Hauptpastor D. Rietschel in Leipzig. Oberconsistorialr. D. Rüling in Dresden. Oberconsistorialr. D. Clem. Schmidt in Dresden. Pastor Teufer in Bockwa. Geh. Schulr. Dr. Vogel in Dresden. Geh. Hofr. Prof. Dr. jur. Wach in Leipzig. Oberamtsrichter Weidauer in Nossen.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig